

Nr. 195. Bromberg, den 29. August. 1934

Das heidnische Dorf.

Roman von Konrad Beste.

(28. Fortsetzung.) ———

Viele sprachen über das Erdöl, das nun gar nicht mehr laufen wollte in Cordes' Garten. Einige hatten freilich dieses Ergebnis vorausgesehen, manche sagten, der Mann im Sarge da vorne sei glücklich zu preisen — alle gönnten dem Sohne den Fehlschlag seines Beginnens.

Der Friedhof lag gleich vor der Stadt auf einer Anhöhe, die einen freien Blick ins weite Land gewährte. Friedlich lag vor diesem Hofe der Toten das Land, die stille, sanft hinschwingende Heide, die einsamen Dörfer, verborgen in Eichengehölzen, der langsame träumende Fluß... Es war ein großer Friedhof, denn hier fanden nicht nur die Toten der Stadt, sondern auch diejenigen der angeschlossenen Kirchdörfer ihre letzte Ruhestätte.

Der Pfarrer war schon zur Stelle, als der Zug eintraf. Er redete gut, das war gewiß. Er redete eine schickliche Zeit, und es war alles wohl ausgedacht, was er sagte.

Der Sohn und die Mutter standen vorn am Grabe und hörten wohl wenig von den Worten des Pfarrers. Sie fühlten beide, worum es hier ging, was Tod und Leben in diesem Falle bedeuteten. Die Mutter blickte betend auf den Sarg und einmal erhob sie die Augen vom Sarg auf den Sohn, flehend und in der tiefsten aller Beschwörungen, die aus dem wechselnden Anblick von Sterben und Leben ersteigt. Aber des Sohnes Herz hatte sich nicht geöffnet . . . Wohl hatte der Tod des Vaters ihn erschüttert, und er kämpfte mit qualvollen Selbstvorwürfen, wohl fühlte er, daß etwas aus seinem Leben gegangen war, das seinem Bauerndasein eine letzte, halb verachtete, halb gefürchtete Mahnung gewesen, wohl war eine kleine Bresche geschlagen in die hochmütige Verkrustung seiner Seele — aber noch siegte die trotzige Zuversicht, daß er die Macht des „Pechs" besiegen und endlich alles rechtfertigen werde, was er gewagt hatte . . .

Und er hatte viel gewagt: Fünfzehntausend Mark waren verbohrt worden, und kein Öl war gekommen.

Ja, die Gesellschaft teilte ihm am Tage nach der Beerdigung des Vaters mit, daß die Bohrkosten die Höhe des von Ferdinand geleisteten Vorschusses von fünfzehntausend Mark erreicht hätten. Sie würden nur bei sofortiger Sicherstellung der neu entstehenden Kosten bereit sein, weiter zu bohren. Aber sie riet auch gleichzeitig dem Bauern ab, auf seinem Grundstück weiter nach Öl zu suchen. Die bislang hier erworbenen praktischen Erfahrungen sowie das Gutachten eines Geologen, der unlängst im Auftrag der Gesellschaft das hiesige Gelände untersucht hatte, ließen darauf schließen, daß im Umkreis des Dorfes größere Ölbestände nicht zu erwarten seien.

Aber Ferdinand wußte doch, daß Öl, viel Öl in seinem Garten war . . . Das war die Hölle — Besitzer von Millionen unter der Erde sein und dennoch auf Erden ein Bettler bleiben, weil eben nicht genug Geld da war, die Schätze zu heben . . .! Er glaubte nicht an die Sprüche der Wissenschaft, er glaubte, daß Öl in seinem Garten war . . . Es lag da, vielleicht nur um wenige Meter tiefer als man bis jetzt gekommen war, es bedurfte gewiß nur einiger tausend Mark, es zu heben, gewiß, gewiß . . . Geld her, Geld her, um den Meißel weiter zu treiben, Geld . . . Geld . . .!

Er stürzte los und suchte das Geld. Er suchte es bei seiner Freundin Julia — aber er fand es nicht. Er fand ein ernstes Gesicht, ein sehr ernstes Gesicht. Wie — noch einmal wollte er Tausende haben? Tausende auf einen Hof von knapp hundert Morgen, ohne Wald, ohne Kühe, auf ein neues, noch nicht einmal fertig eingerichtetes Gasthaus, das nicht einen einzigen Gast aufwies . . .? Wie — noch einmal Tausende, wo keine Spur von Hoffnung war, daß ein rechtes Ölvorkommen getroffen werden würde, wo der Ingenieur, mit dem auch Vollmoors Frau gesprochen hatte, dringend abriet von weiteren nutzlosen Bemühungen...?

Aber der Rutengänger Fabian Fuchs hatte doch gesagt, daß Öl, viel Öl im Garten sei . . . stotterte Ferdinand.

Nun ja, da sah man es wieder einmal, wie sehr man sich täuschen konnte, wenn man sich auf solche dunklen Künste verließ . . . Vollmoors Frau hatte selbst diesen Fehler begangen, hatte selber ihr Geld riskiert bei Ferdinands Bohrungen, aber nun war sie zur Vernunft gekommen, endgültig und noch rechtzeitig, ehe es ihr etwa hätte einfallen können, noch mehr Geld in die Erde zu bohren... Fabian Fuchs — der verstand wohl etwas von Wasseradern, aber doch nichts von Öllagern . . . Vollmoors Frau hatte sich Gottlob zum Glauben an die Wissenschaft bekehrt, der Ingenieur hatte ihr gründlich den Star gestochen. Sie schämte sich ihres zuvor bewiesenen Mangels an Bildung und Aufklärung und empfahl Ferdinand, sich ebenfalls zu schämen!

Ihm lag nichts an dieser Empfehlung der Scham, er rang um Leben und Hoffnung: „Geld will ich haben..." schrie er, „keine guten Ratschläge! Du hast mich so weit getrieben, nun laß mich nicht sitzen . . .!"

„Wie . . .?", sagte sie, und ihre Stimme erschreckte ihn durch ihren Ernst, „Sitzen lassen . . .? Wer läßt wen sitzen? Es ist heute der fünfte August, und du hast mir noch nicht einmal die fälligen Vierteljahrszinsen für die Hypotheken bezahlt. Meine Tochter und mein Schwiegersohn liegen mir schon in den Ohren, weil ich so gutmütig gewesen bin. Fünfzigtausend Mark habe ich hergegeben und nun kriege ich noch nicht einmal die Zinsen! Da muß ich ja wirklich bald andere Seiten aufziehen!"

Er sah ihr kaltes lauerndes Auge, das sich nicht senkte wie sonst. Irgend ein Schleier hob sich plötzlich von diesem Gesicht — eine ungeheuere Angst griff an sein Herz:

„Andere Seiten aufziehen . . .? Was kannst du mir wollen, du . . . du alte Hexe . . .!" Er lachte krampfhaft, um sein Entsetzen zu verbergen.

Sie sagte ganz ruhig:

„Alte Hexen können gar nichts wollen, es gibt keine Hexen. Du brauchst keine Angst zu haben, ich will dir nichts antun. Ich will nur mein Geld wieder haben und

deshalb will ich deinen Hof zur sofortigen Zwangsvollstreckung bringen lassen. Das ist mein gutes Recht, weil du deine ausgemachten Vierteljahrszinsen bis heute nicht bezahlt hast. Verträge werden geschlossen, damit sie innegehalten werden, das mußt du dir merken für dein künftiges Leben — du bist doch sonst so klug."

„Alte Hexe . . .", schrie er, „alte verfluchte Hexe!"

Er war schon auf der großen Däle, er flüchtete vor ihrem Lachen.

Er flüchtete zu Tante Hermine . . . Geld her — wenn nicht zum Weiterbohren, so wenigstens zur Rettung des Hofes aus den Klauen der Hexe . . .! Mit einem Mal wußte er um Julias Absichten — mit einem Mal stand sie wieder so da als alte feindliche Nebelfrau, als heidnischer Moorgeist, so wie sie vor Jahren im Torweg stand, als Lina in seinen Armen lag, Lina . . .

Fort, fort von diesem Hofe, vorbei an diesem zauberisch blühenden Garten, vorüber an dieser Weide, darauf die dumpfen Hufe der Fohlen erklangen, die sie von ihren verfluchten Stuten gezogen, fort aus diesem Gehege des Teufels — hinein in die rettenden Arme der guten Tante Hermine!

Da ist das Pförtchen, das durch Julias Weidengitter in den Küchengarten der Tante führt . . . Gottlob, es ist ein freundliches Gärtchen . . . Die Gurken blühen, die Bohnen ranken sich traulich hoch am Gestänge, es blüht die späte Kartoffel, es strotzt der grüne Salat, der Himbeere blaßrotes Blut tropft schwer aus sträucherner Wildnis — o Sommerabend, du tröstender Gast in den Gärten, du hältst nicht den flüchtigen Fuß des Bauern, der um sein Leben läuft zur Tante . . .

Die Tante war zu Hause — gewiß, sie fing seine hastigen Schritte schon auf der Däle ab. Es war dämmerig hier, kaum ihr Gesicht konnte er erkennen. Da stand sie vor ihm, eine scheue, zitternde Witfrau, die um ihr Alter bangte . . . Da stand er vor ihr, der junge baumstarke Kerl, der ihr das Alter so herrlich bereiten wollte — nur, daß er jetzt ein bißchen von Atem war, daß er selber bebte und um seine Worte rang . . .

„Was willst du . . .?" fragte sie furchtsam.

„Ich will dich sprechen. Können wir nicht in deine Stube gehen . . .?"

„In der Stube ist Besuch. Sag hier, was du willst."

Hier — o hier, auf der Däle, wo die Bettler und die Mausefallenhändler ihr Sprüchlein herzusagen pflegten, hier...? Er kämpfte schwer mit sich... Dann sagte er:

„Verschreib mir deinen Hof, Tante Hermine . . . Verschreib mir morgen deinen Hof . . . Du sollst es gut haben, ein Altenteil, wie es noch kein Mensch gehabt hat: hundert Mark im Monat und alles, was du sonst willst und . . .

Er stockte . . . Er hörte, wie drinnen im Hause eine Tür sich öffnete . . . „Also, nicht wahr — wir wollen morgen zum Notar fahren . . .?"

Die Tante horchte nach hinten. Ein Schritt näherte sich vorsichtig schlürfend auf dem Sande des Hausflurs.

„Sag doch . . .", schrie er laut, „wollen wir morgen fahren?"

Die Tante antwortete nicht, sie horchte immer noch gierig nach hinten, als ob von dort etwas kommen und ihr die Antwort abnehmen könnte.

Dieses feige Zaudern, dieses verräterische Zurücklauschen machte ihn rasend, er spürte die Nähe einer fremden, ihm durchaus feindlichen Macht. Sein Denken verdunkelte sich mit der jäh aufsteigenden Blutwelle verzweifelter Angst: er faßte ihr Handgelenk, er wollte sie zwingen mit der Inbrunst seiner Bitte — aber sie spürte nur eine Drohung, und nun schrie sie laut, nach rückwärts gewendet:

„Laß mich los! Was willst du von mir . . .?"

„Dich beim Wort halten . . .", schrie er wieder, „deinen Hof will ich!" Er preßte ihr Handgelenk, daß sie vor Schmerz aufkreischte.

Plötzlich stand eine dicke breite Gestalt im Dämmern der Däle. Plötzlich erscholl eine starke, leicht angefettete Stimme, die Ferdinand wohl bekannt war. Er erschrak entsetzlich.

„Halt!" befahl die Stimme dahinten — und sie konnte recht gut befehlen. „Loslassen!"

Ferdinand ließ das Handgelenk der Tante los. Er staunte immer noch, daß diese Stimme sich hier erhob . . . Die Stimme aber fuhr fort:

„Hier werden keine Höfe verschenkt . . ."

Ferdinand sah ihn jetzt dastehen, seine Augen hatten sich an die Dämmerung gewöhnt, und aus der halbgeöffneten Tür zum Hausflur fiel ein schwacher Lichtschimmer. Er sah ihn dastehen, den Vollmeier Schorse Wolpers aus Amelingen am Kanal, er staunte immer noch über dieses fette, auf unbegreifliche Weise hierhergekommene, ewig lächelnde Ungeheuer . . . Im Taumel seines Ölrausches hatte er kein Auge und kein Ohr gehabt für die Dinge, die sich seit Wochen im Hofe der Tante angebahnt hatten. Nun stand er da, der Smerbauch und nun verkündete er laut: „Hier werden keine Höfe verschenkt!"

„Was hast du denn hier zu schaffen...?" stammelte der junge Bauer mühsam.

Der andere aber verfügte über eine sichere, ungeschwächte Stimmkraft:

„Was ich hier zu schaffen habe . . .? Ich habe dafür zu sorgen, daß meiner Braut ihr Hof nicht abgeluchst wird."

„Deiner Braut . . .?"

„Jawohl. Ich habe dafür aufzupassen, daß deine Tante nicht ausgebeutet wird von ihrem Neffen. Nun hast du mich wohl verstanden. Nun geh deiner Wege!"

„Tante . . .!" rief Ferdinand, „Tante — ist das wahr . . .?"

Seine Tante war verschwunden — nur sein neuer Onkel stand immer noch da. Des Onkels Stimme ward wieder von ihrer alten, behaglich lockeren Raucherheiserkeit erfüllt . . . Er räusperte sich umständlich:

„Hermine ist weg . . . Nun geh man, Junge, geh man . . . Hier — hast du eine Zigarre . . . Willst du nicht . . .? Na, dann nicht. Aber den Hof kriegst du auch nicht, da solltest du doch wenigstens diese Zigarre nehmen. Ein Sperling in der Hand . . ."

Wolpers Vater vollendete diesen so schön begonnen Satz nicht. Er spürte auf seiner linken Gesichtshälfte einen heftigen Knall — das Sprechen und das Hören verging ihm, er taumelte zur Seite, und es dauerte eine ganze Weile, bis er sich so weit gesammelt hatte, daß er leise schimpfend zu seiner jungen Braut in die Wohnstube kriechen konnte.

Ferdinand lief hinaus, lief in das Dorf, in die Heide, lief in die Nacht . . .

X.

Es ist Anfang August, und wieder holt der Eiserne Möller ein Kind von der Bahn.

Knapp ein halbes Jahr ist es her, daß er den Sohn holte, den er als Erben erhoffte, daß er ihn holte, um ihn nach wenigen Monaten zurückzubringen an die Bahn, mit diesem Wagen, mit diesem Pferde . . .

Es ist ihm nicht leicht geworden, dem Sohn zum Abschied die Hand hinzustrecken, nicht leicht, in die trostlosen Augen der jungen Frau zu blicken . . . Es war so schwer, daß sich noch heute seine Lider nur zögernd heben zum Anblick seiner Welt, in die ein Fremdes, Klägliches Einzug gehalten hatte. Scham und Gram haben ihn niedergebeugt.

Der Wind weht herb von den Wiesen der Aller her, die abendlichen Rufe der Vögel kommen, die Gedanken kommen . . .

Der Eiserne Möller fragt sich, ob er selbst nicht ohne Schuld ist, daß der Sohn so feig seines Weges kriecht, so unrühmlich sein Leben zu zimmern sucht . . . Ist er zu hart gegen den Jungen gewesen, hat er ihn zu früh und zu tief gebeugt unter seinen eisernen Willen, noch ehe der Sohn den Anfang eigenen Stolzes gefunden . . .? Hat er selbst wohl den Sklaven aus ihm gemacht, der nun fortschleichen mußte aus Vaters Hause, nicht einmal ungern, wie es dem Alten plötzlich erschien, und gewillt, den Rest von Würde, von Verantwortung vor Gott und sich selbst fortzuwerfen, aufzugehen im entmenschten Ameisenglück jener kornfabrizierenden Massenbetriebe, von denen er manchmal mit einer gewissen Sehnsucht geredet hatte . . . Das waren zwei Welten, in denen Vater und Sohn standen, zwei Welten, einander fremd und entgegen wie Licht und Dunkel, wie Liebe und Haß, wie Christus, der Sohn Gottes und Luzifer, der Meister der Unterwelt . . .

(Fortsetzung folgt.)

Mostrich.

Humoreske von F. Schrönghamer-Heimdal.

Die Mosermutter hat einmal nach München müssen, und weil sie von der langen Fahrt schon hungrig war, ist sie in einem feinen Gasthof gleich beim Hauptbahnhof eingekehrt.

Das heißt: von außen hat der Gasthof grad nicht so fein ausgeschaut, aber drinnen! Ujeh! Lauter Spiegel und Marmor und Teppiche am Boden, daß man seinen eigenen Tritt nicht gehört hat. Am liebsten tät die Mosermutter wieder umkehren, aber der Kellner nimmt ihr schon das Handkörbl ab — na, so ein netter, freundlicher Mensch — und drückt sie schon in einen Stuhl.

„Was kriegen sie denn, Mutterl?“ fragt er ganz gemütlich und legt ihr die Speisekarte hin, hat aber im gleichen Augenblick schon wieder an einem anderen Tisch zu tun, wo so vornehme Herren sitzen und feine Damen mit Bubiköpfen; Zigaretten rauchen die Weibsbilder, ihre Wadlstrümpf sieht man bis über die Knie hinauf, daß die Mosermutter gleich wieder wegschaut. O mei, die Stadtleut! Eine Stallarbeit wenn sie hätten, diese Damen, und eine Stuben voll Kinder, nachher verging ihnen das Zigarettenrauchen schon und das Ausgeschämte mit der Mode...

„Ach was geht mich das an!“ denkt sich die Mosermutter und liest die Speisekarte herunter, die gleich so lang ist wie die Heiligenlitanei, aber es steht kein Heiliger drauf und auch kein Bittfüruns, sondern lauter so damische Fremdwörter, und Preise haben dir die Stadtleut, daß man frei in die Fraisen fallen möcht.

Endlich, ganz am Schluß der Speisekarte, kommt sie auf ein deutsches Wort. Wenigstens schaut es so aus: „Mostrich“, steht da. Das klingt wie Estrich, Rettich, Lattich — lauter Wörter, die die Mosermutter schon einmal gelesen hat. Also wird's auch mit dem Mostrich nicht weit gefehlt sein, überhaupts, wo die Portion bloß einen Zehnernickel kostet und weitaus das billigste ist auf der ganzen Speisekarte.

Schwanzelt der Kellner schon daher mit seinen Schwalbenflügeln: „Haben wir schon was ausgesucht, Mutter?“

„Jawohl“, sagt die Mosermutter, „hab schon was ausgesucht. Drei Portionen Mostrich wenn Sie mir bringen täten . . .“

„Drei Portionen Mostrich?“ stutzt der Kellner einen Augenblick, als ob ihm leid wär, daß die Mosermutter so etwas Billiges bestellt, gibt sich aber gleich einen Ruck und schwanzelt davon: „Ist recht, Mutterl, drei Portionen Mostrich!“

Und wie er nachher die drei Portionen Mostrich bringt, hebt am andern Tisch, wo die feinen Herren sitzen, gleich ein Tuscheln und Hälserecken an, und eine alte Schachtel — Wadl hat sie so dick wie eine Rührkübel, daß die Florstrümpf' zerreißen möcht' — diese alt Blumpsen also hebt sich gar ein Augenglas mit einem langen Stiel über die Nasen, und überhaupt hat alles nur einen Blick auf die Mosermutter und ihre drei Mostrichhaferl.

Und die Mosermutter selber auch.

„Kleinwinzig sind sie schon, diese Haferl“, denkt sie sich, „aber na, um ein Zehnerl kannst nicht mehr verlangen. Und überall ist ein extriges Löfferl dabei. Einer hätt's doch auch getan. Überhaupts hätt man die drei Portionen in eine zusammentun sollen, nachher hätt das Kuchelmensch nicht so viel zum Abspülen . . . Aber was geht das mich an? Jetzt ist's Mittag und zum Essen, und einen rechtschaffenen Hunger hab ich auch schon . . .“

Als ein christliches Leut macht aber die Großmutter das Kreuz und betet ihr Tischgebet, nicht laut natürlich, sondern schön stad als in einem fremden Gasthof, wo etwa überhaupt noch nie ein Tischgebet gebetet worden ist.

Das geht aber die Mosermutter alles nichts an, und sie nimmt das erste Löfferl voll Mostrich.

„Ein bisserl raß“, denkt sie sich, „ist er schon, der Mostrich, aber na, was willst um ein Zehnerl mehr verlangen? Die Hauptsach' ist, daß er für Hunger geht.“

Nachher zwickt sie die Augen zu, daß sie die Nassen von dem Mostrich nicht so arg spürt, und löffelt die drei Haferl voll aus, eins nach dem andern. Und die Löffel schleckt sie sauber ab, damit daß das Kuchelmensch nicht so viel zum Abspülen hat.

Der Kellner lehnt derweil am Büfett und schmunzelt, und die vornehmen Herren und Frauenzimmer am andern Tisch, die biegen sich grad vor Lachen. Und die alten Blumpsen mit den Rührkübelwadeln hebt ihre Augengläser mit dem Stiel noch alleweil baumfest über die Nase.

Die Mosermutter hört und sieht nichts von all dem Getu vor lauter Augenzuzwicken, weil halt der Mostrich gar so raß war.

„Einen solchen Mostrich“, denkt sie sich, „tät ich ein andersmal nimmer essen. Das erste Haferl voll hat's ja getan, das zweite ist auch noch gegangen, aber beim dritten hat's mich schon derhebt. Am liebsten hätte ich's stehen lassen, aber was man zahlt hat, muß man auch essen; und ein Bauernmensch hat nichts zum Herschenken.“

Macht die Mosermutter wieder das Kreuz und sagt unserm Herrgott fleißig Dank für das billige Essen, wenn's auch ein bisserl raß war. Jetzt ist's vorbei und drunten ist drunten.

Nachher schwanzelt der Kellner wieder daher mit seinen Schwalbenflügeln und fragt recht freundlich: „Na, Mutterl, wie hat's geschmeckt?“

„Ich dank der Nachfrag“, sagt die Mosermutter, denn sie weiß ganz gut, was sich gehört. „Ein gutes Essen war's, ein bisserl schmerzhaft halt, aber es ist schon gegangen. Wissen S', wir Bauernleut sind so scharfe Sachen nicht gewöhnt. Nur ein einzigesmal in meinem Leben hab ich so was Scharfes gegessen, bei einem Kindlmahl, wie ich der Huberbäuerin ihr Katherl aus der Tauf gehoben hab. Dasselbige hat man aber S e n f geheißen, und ist nur ein kleines Batzerl gewesen zu den Stockwürstchen.“

„Senf?“ sagt der Kellner jetzt. „Das war ja Senf, Mutterl, was Sie da gegessen haben.“

„Aber auf der Speisenkarten steht doch Mostrich drauf?“

„Ja, Mutterl, Mostrich schreibt man, und Senf sagt man.“

Jetzt hat die Mosermutter gewußt, wie sie daran ist, hat dem freundlichen Kellner ein Fünferl Trinkgeld gegeben und ist gegangen. Und wie die Tür hinter ihr zugefallen ist, haben die feinen Herren geschrien und gelacht, grad wie die Wilden, und die alte Blumpsen mit den Rührkübelwadeln hat ihr Stielaugenglas in einem Trumm geschwungen und gerufen: „Ich ersticke! Ich ersticke!“

Ist aber doch nicht erstickt, obwohl sie schon längst zeitig gewesen wäre für ein Höllenbrätlein. Aus der hätt dem Teufel seine Großmutter Schmalz auslassen können . . . O Leut! — —

Das ist die Geschichte von der Mosermutter, wie sie selbiges mal in München drei Portionen Mostrich gegessen hat. Wie sie mir's erzählt hat, ist ihr ein bisserl schamig worden, weil sie's doch kennt, daß sie sich vor den Stadtleuten eine Blamaschi gegeben hat.

„Ja no“, sagt sie, „jetzt läßt es sich aber nicht mehr ändern. Grad die Stadtleut hätten den geringsten Grund, daß sie über uns Bauernleut lachen, wenn uns eine Dummheit passiert. Gibt's ja doch auf Gottes Erden nichts Dümmeres als das Stadtvolk, überhaupt die Frauenzimmer. Man sieht's ja in der Sommerfrischen . . . Erst heuer hat mich eine Finanzratstochter gefragt, bei uns im Stall drinnen, ob das die Kuh ist, die die Trinkeier legt? Weiß die Urschel nicht einmal, daß die Kuh eine Milli gibt, und daß die Eier von den Hühnern gelegt werden! Ja, hab ich nachher darauf gesagt, das ist dieselbige Kuh. Und einen Mostrich hab ich gesagt, legt sie auch! Und so sind wir quitt worden.“

Die Meldung.

General von X. war an einem scharfen Manövertag recht ungehalten, weil der Meldeapparat völlig versagt hatte. Gerade machte er seinem Ärger darüber Luft, als ein Kavallerist in rasender Eile daher gesprengt kam und schon von weitem schrie: „Wo is der Janeral?“ Erfreut und besänftigt ging der General auf den hastig atmenden ostpreußischen Reitersmann zu und fragte: „Na, was gibt's?“ — „Maldung von Hauptmann von Jabelsberg.“ — „Na, und?“ fragte der General gespannt. — „Maldung von Hauptmann von Jabelsberg.“ — „Das weiß ich endlich, mein Lieber. Aber was hat der Hauptmann mir denn zu sagen?“ — Hilflos blickte der brave Ostpreuße zu dem hohen Vorgesetzten auf, gab sich plötzlich einen Ruck und sagte in strammer Haltung: „Malde jehorsamst, habe Maldung verjassen.“

Der Denunziant.

Hockel mochte Ritz nicht wohl. Und so setzte er sich eines Tages hin und verfaßte eine Anzeige gegen Ritz, in der er ihn beschuldigte, ein Gefährt am Abend des dreizehnten August in der Nähe der Lockwitzbrücke ins Wasser geworfen zu haben.

Ritz wurde vorgeladen.

„Es ist eine Anzeige gegen Sie eingelaufen und wir müssen Sie vernehmen. Sie werden beschuldigt, am Abend des dreizehnten August ein Gefährt ins Wasser geworfen zu haben, und zwar an der Lockwitzbrücke."

„Nee," sagte Ritz.

Der Beamte schüttelte den Kopf.

„Die Sache ist ja an sich nicht gefährlich, aber eine solche Beschuldigung kann man sich doch schließlich nicht aus den Fingern saugen. Erinnern Sie sich bitte einmal deutlich. Ist es nicht doch möglich, daß der Anzeigende Recht haben kann, und daß Sie sich nur nicht entsinnen? Vielleicht hat er bloß aufgebauscht?"

Ritz hob den Kopf.
„Ein Gefährt schreibt er?"
„Jawohl, ein Gefährt."
„An der Lockwitzbrücke?"
„Freilich."
Da ging eine Erleuchtung durch Ritz.
„Richtig", sagte er erfreut, „das stimmt, das habe ich getan. Wer hat es denn gesehen?"

„Das darf ich Ihnen leider nicht sagen. Aber Sie wissen ja, das es verboten ist, Gefährte ins Wasser zu werfen."

Ritz fühlte sich in seiner Würde gekränkt.
„Es ist nicht verboten, wenn man einen Erlaubnisschein hat. Und ich habe einen."

Nun war der Beamte neugierig.
„Darf ich ihn mal sehn?"
„Bitte."

Ritz zeigte einen Schein, nach dem es ihm erlaubt war, die Wasserwege der Umgegend zu befahren.
„Aber das berechtigt Sie doch nicht, ein Gefährt ins Wasser zu werfen?"

„Warum denn nicht," fragte der Ritz unschuldig, „es war doch ein Faltboot."

Aber als Ritz Hockel einmal auf der Lockwitzbrücke traf, warf er ihn über das Geländer in die knietiefe Flut. Und rief ihm nach:

„Jetzt kannst du wiedere schreiben, du Ochse. Aber diesmal war es nicht ein Gefährt, sondern ein Gefährte, und zwar ein unsauberer."

Hockel hat nichts weiter veranlaßt. — K.

Die Mutter.

Ihr Herz war jung und braun ihr Haar —
Als ihr Knabe geboren war,
Stickte sie ihm mit flinker Hand
Ein himmelblaues Wiegenband.

Von sieben, die der Herr verhieß,
Fünf Kinder er im Leben ließ.
Wenn immer eins ins Dasein schritt,
Wuchs ihre Liebe treulich mit.

Dann fiel der erste im fremden Land —
Ein Stern zerstob am Himmelsrand —
Die andern, prächtig und gesund,
Wuchsen ihr schnell von Schoß und Mund.

Jeder schloß seinen eigenen Kreis —
Ihr Herz ward müd', ihr Haar ward weiß.
Manchmal hält ihre alte Hand
Ein lange verblichenes Wiegenband.

Herta Grandt.

Bunte Chronik

Der aufmerksame Kapellmeister.

Kapellmeister, die mit ihrer Kapelle zu internationalen Veranstaltungen aufspielen, müssen es in den Fingerspitzen haben, wann sie, einem Gaste zu Ehren, dessen Nationalhymne zu spielen haben. In diesem Fingerspitzengefühl haben es manche Jünger des Taktstocks erstaunlich weit gebracht. Sobald der Teilnehmer so eines Kongresses als Vertreter seines Landes eine offizielle oder halboffizielle Rede hält, erklingen die Töne seiner Nationalhymne. Als übereifrig erwies sich allerdings kürzlich ein dänischer Kapellmeister anläßlich der augenblicklich in Kopenhagen stattfindenden internationalen Flugausstellung. Bei der gemeinsamen Mittagstafel, an der Flugzeugführer aus aller Herren Länder teilnahmen, erhob sich ein junger Mann und sagte ein paar Worte in französischer Sprache. Der Kapellmeister ließ, in der Annahme, daß es sich um einen Trinkspruch auf Frankreich handele, die Marseilleise spielen. Verwundert erhob sich die Tischrunde und lauschte den Klängen der französischen Nationalhymne. Niemand wußte, weshalb sie ertönte. Denn erstens war der Redner ein Rumäne und hatte sich nur der französischen Sprache bedient, zweitens hatte er nicht das Geringste über Frankreich gesagt. Es stellte sich später die erheiternde Tatsache heraus, daß der tüchtige Kapellmeister lediglich gehört hatte, daß jemand französisch sprach, ohne den Inhalt der Worte zu verstehen. In besonderer Zuvorkommenheit hatte er dann gleich die Marseilleise intoniert.

Das höchste Nachtlokal der Welt.

Wir leben im Zeitalter der Stratosphäre und haben unzweifelhaft einen gewaltigen „Zug nach oben" bekommen. Das äußert sich durchaus nicht nur in dem Bestreben, immer wieder die Höhenrekorde zu überbieten, in kleinen Stratosphärengondeln sitzend, die höchsten Himmelshöhen in „greifbarer" Nähe zu untersuchen, sondern auch darin, unsere menschlichen Wohnungen langsam immer mehr dem Himmel entgegenzuschieben. Freilich können wir im alten Europa da kaum mitreden. Denn wir reißen schon die Augen auf, wenn irgendwo ein Hochhaus mit acht oder zehn Stockwerken entsteht. Darüber würde der Amerikaner nur mitleidig lächeln. Denn Gebäude unter 60 Stockwerken sieht er überhaupt nicht mehr, er übersieht sie als kleine lächerliche Durchschnittsbauten. Immerhin wird es auch dem eingefleischten Yankee vielleicht ein „erhebendes" Gefühl sein, wenn er demnächst im 65. Stockwerk des Gebäudes der Rockefellerstiftung seinen Whisky oder Cocktail trinken und dabei stolz auf das nächtliche Newyork herabschauen kann. Denn in dieser stattlichen Höhe soll Newyorks neuestes Nachtlokal eröffnet werden, das den stolzen Namen „Die Stratosphäre" tragen und damit zugleich das höchstgelegene Nachtlokal der Welt sein wird. Man soll aus den riesigen Fenstern des eleganten Lokals einen herrlichen Blick über Newyork genießen, das sich dem Besucher besonders am späten Abend mit seinen riesigen Lichtreklamen wie eine Feenstadt darbieten wird. Natürlich muß außer der Sensation des Höhenrekords noch eine weitere Sensation geboten werden. Diese soll darin bestehen, daß man eine ganz neuartige Beleuchtungsmöglichkeit erfand, und zwar werden die Räume entsprechend zu der jeweils von der Kapelle gespielten Melodie in einem besonderen farbigen Lichtmeer erstrahlen.

*

Anekdote.

Der Diakonus von Chester erzählte diese kurze Geschichte von Elisa, wie sie einer seiner Schüler wiedergab:

„Elisa hatte ein Bärenweibchen, und die Kinder verspotteten ihn. Und er sagte: Wenn ihr mich verspottet, schicke ich das Bärenweibchen auf euch, und es wird euch auffressen. — Dann taten sie es; dann tat er es; dann tat es es."

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg